Eduard Engel - Berufsschriftsteller und mehr : aus breiter Belesenheit geschöpftes Stilgefühl

Autor(en): **Stirnemann, Stefan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **73 (2017)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-768585

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Eduard Engel – Berufsschriftsteller und mehr

Aus breiter Belesenheit geschöpftes Stilgefühl

Von Stefan Stirnemann[1]

In der Einleitung zu seinem *Verdeutschungsbuch* nennt sich Engel (1851–1938) einen Berufsschriftsteller und erklärt damit zu wenig. Er war auf vielen Gebieten tätig und eine in der Öffentlichkeit bekannte Persönlichkeit. Studiert hatte er alte und neue Sprachen und seine Doktorarbeit zu einem altfranzösischen Thema geschrieben. Über seine Arbeit als amtlicher Stenograph berichtet er: «Der Verfasser glaubt durch seinen Lebensgang in besondrer Weise zu einem Urteil über den deutschen Sprachgebrauch erzogen zu sein. Mehr als 30 Jahre hat er im amtlichen Dienste des Reichstags viele tausend Reden von vielen hundert Rednern – darunter Bismarck, Moltke, Treitschke – nicht nur angehört, sondern nach seiner Neigung und seinem Berufe sprachlich geprüft.» *(Gutes Deutsch)*

Engel gab einige Jahre lang das *Magazin für die Literatur des In- und Auslandes* heraus und schrieb Literaturgeschichten der deutschen, französischen, englischen und nordamerikanischen Sprache. Wie er arbeitete und dass er in vielfältigen Beziehungen stand, zeigt sich in seinen Erinnerungen. [Er knüpft darin an eine bereichernde Begegnung mit Zola an:] «Für wissenschaftlich gilt solch unmittelbares Schöpfen aus den Lebensquellen in Deutschland nicht: hier enthalten nur die gedruckten Werke – ‹die Texte und die Kommentare› – die eigentliche Wissenschaft, denn nur aus Texten und Kommentaren kann man ‹zitieren› und Anmerkungen machen. Dennoch habe ich für meinen Abschnitt über Zola und seine Zeitgenossen, z. B. Daudet, meine menschlichen Kenntnisse mitverwertet. Mit den Jüngstdeutschen von 1885, mit Liliencron, Heyse, Raabe, Keller und manchen andern habe ich es nachmals für meine Geschichte der deutschen Literatur ebenso gehalten.» *(Menschen und Dinge)*

1 Siehe Fussnoten S. 35. Auch dieser Text stammt aus der Einleitung zu «Deutsche Stilkunst».

Von Theodor Fontane konnte er schreiben, er habe die Ehre genossen, «Freund von ihm genannt zu werden». Anke Sauter[2] bringt einen wichtigen Teil seiner Berufsarbeit auf den Begriff, Eduard Engel habe «Literaturvermittlungsgeschichte» geschrieben, «durch die Entdeckung des erzählerischen Werkes von Fontane, durch die Förderung Raabes, Liliencrons, Zolas und Poes». Neben seinen Büchern über Literatur und Sprache stehen Titel wie *Eisenbahnreform* und *Kaspar Hauser. Schwindler oder Prinz? Ein urkundlicher Roman.* Engel verfasste auch Novellen. Über ein weiteres Feld seiner Tätigkeit, über seinen Beitrag zur Einführung der Sommerzeit, erzählt er: «Aber wie war das mit meiner Erfindung der Sommerzeit? O damals, als sie eingeführt wurde, am 1. Mai 1916, berichtete die Presse, dass ich das Karnickel sei, das angefangen habe; dann geriet mein Anteil in Vergessenheit.»

Nicht vergessen wurde Eduard Engel als Literaturwissenschaftler und Stillehrer. 1931 machte ihn der Allgemeine Deutsche Sprachverein zum Ehrenmitglied, und Engel stand nun in einer Reihe mit den Politikern Bismarck und Hindenburg, dem Dichter Peter Rosegger, den angesehenen Germanisten Friedrich Kluge und Otto Behaghel.

«Aus dem Judentum ausgetreten», Bücher trotzdem verboten

Eduard Engel wurde wiederholt öffentlich als Jude angeprangert. Theodor Lessing schrieb über ihn 1930 in seinem fragwürdigen Buch *Der jüdische Selbsthass* die kurze Bemerkung: «Es ist ein altes Gesetz, dass Überläufer zu Eiferern werden. Sie wären in sich selber nicht sicher, wenn sie nicht ausdrückliche Bestätigung von seiten einer Volkheit fänden. Kein reinbürtiger Deutscher könnte so polternd das Welschwort verfolgen wie Eduard Engel, der jüdische Reinerhalter der deutschen Sprache.» Abgesehen von der Oberflächlichkeit, mit der Lebensschicksale als typisch jüdisch ausgegeben und darstellt werden, ist das Buch deswegen fragwürdig, weil Lessing die Vorurteile der Antisemiten übernimmt. Was sagt Eduard Engel selbst zur Frage

2 Anke Sauter: Eduard Engel, Literaturhistoriker, Stillehrer, Sprachreiniger. Ein Beitrag zur Geschichte des Purismus in Deutschland (Bamberg 2000).

von Herkunft und Glauben? Am Schluss seiner Aphorismensammlung *Selbstgedachtes* schreibt er zurückhaltend: «Wie ich meine fertige Handschrift noch einmal Blatt für Blatt durch meine Finger rascheln lasse, kommt mir der Schlussgedanke, wie wenig ich in diesem Buche von zwei wichtigen Seelengebieten sage: von der Liebe und dem Glauben. Das geschah, weil ich mich nicht in die heimlichsten Heiligtümer eines andern eindrängen mag. Ich wehre dem andern auch das Eindrängen in die meinen.»

1936 veröffentlichte Gerhard Baumann die Untersuchung *Jüdische und völkische Literaturwissenschaft, Ein Vergleich zwischen Eduard Engel und Adolf Bartels*. Darin stellt er anklagend fest, dass Engel «mit allen Mitteln die von Bartels eingeführte rassische Betrachtung der Literaturgeschichte zu verneinen» suche, und verkündet: «Dieser Kampf zwischen beiden ist heute durch die Gründung eines deutschen Staates entschieden, sorgen wir dafür, dass die Entscheidung nicht auf dem Papier stehen bleibt, sondern in der Öffentlichkeit Wurzel fasst.» Die Entscheidung fasste öffentlich Wurzel. Der Germanist Ewald Geissler empfahl 1934 in der Einleitung zum Duden-Stilwörterbuch Eduard Engels *Deutsche Stilkunst* und nannte sie ein vortreffliches Werk. Als 1937 Geisslers Einleitung als selbständiges Bändchen erschien, war der Hinweis auf Engel gestrichen; Begriffe, Beispiele und Gedanken, bei denen Geissler wahrscheinlich vergessen hatte, dass sie von Engel stammten, blieben stehen. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein verteidigte sein Ehrenmitglied nicht gegen Baumanns Angriff, sondern druckte in der Verbandszeitschrift eine zustimmende Besprechung ab.

Was seine Herkunft betraf, gab Eduard Engel seine Zurückhaltung nur in Briefen auf und schrieb mit einer auffälligen Redewendung von seinem Austritt aus dem Judentum. Den Brief, den Engel am 5. Juli 1933 an den Schriftsteller Gustav Frenssen richtete, hat Anke Sauter in ihrer Dissertation veröffentlicht. Einen zweiten verdanken wir dem Potsdamer Germanisten und Provenienzforscher Mathias Deinert;[3] er ist ein Zeugnis für das Unglück, das Eduard Engel betroffen hat. Engel

3 Mathias Deinert: Die letzte Nachricht des Eduard Engel; in: Potsdamlife, Ausgabe 27 (2012).

schrieb am 28. Juli 1938, wenige Wochen vor seinem Tod, an den Grafen Alexander von Brockdorff, der ihm offenbar Hilfe angeboten hatte: «Hochverehrter Graf! Dank für Ihren gütigen Brief. Meine schwächern Augen erlauben mir keine Beantwortung Ihrer einzelnen Worte. Ich bin vor 54 Jahren aus dem Judentum ausgetreten, trotzdem sind meine Bücher verboten, und ich leide mit meiner Frau – aus dem Hause Kleist – bitterste Not. Sie können mir nicht helfen, selbst wenn Sie wollten … Ich schuldete Ihnen diese Mitteilung, denn wahrscheinlich haben Sie nicht gewusst, dass ich jüdischer Herkunft bin. Verehrungsvoll, Engel.»

Eduard Engel, der von seiner Herkunft Abstand nahm, geht in seiner *Deutschen Stilkunst* und weiteren Werken etliche Male auf Jüdisches ein oder bringt Deutsches und Jüdisches in einen Bezug. So schreibt er im achten Buch, im Abschnitt über «Witz, Humor, Ironie»: «Die Deutschen sind, nach den Juden, das kritischste, oder doch das krittligste Volk der Erde: da ist es nicht verwunderlich, dass sie die besten Witzblätter haben – und dass die Franzosen reichlich daraus schöpfen.»

Nachruf auf Eduard Engel, von Bl. (Eduard Blocher)

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins, 1939 1/2 (*tiny.cc/nachrufengel*).

«Ohne Seelenwitterung kein guter Stil»

Sorgsame Rücksicht auf den Leser ist eine der Urbedingungen des guten Stils. Sie ist in dem Grundgesetz der Zweckmäßigkeit mitenthalten, und keine Untersuchung des Stiles eines Schriftstellers ist erschöpfend ohne eine Antwort auf die Frage: Wie behandelt der Schriftsteller seine Leser? ›Der Seher ist erst das ganze Leben des Gesehenen, so ist erst der Leser das ganze Leben des Geschriebenen‹ (Gottfried Keller). Man kann ohne gewaltsame Scheidekünste die Prosaschriften ganzer Völker und die verschiedenen Gattungen der Prosa eines Volkes je nach der Rücksicht der Schreiber auf ihre Leser in Rangstufen ordnen. Der französische Schriftsteller schreibt durchweg mit dem Gedanken an den Leser,

der Deutsche nur in den seltnen guten Ausnahmefällen. Wer jedoch mit hochfahrenden Redensarten die Gleichgültigkeit vieler Deutscher Schreiber gegen den Leser als einen Vorzug, etwa als ›weltentrückten Idealismus‹ preisen wollte, dem ist nachdrücklich zu erwidern, daß der tiefere Grund jenes Mangels die Phantasielosigkeit der Schreiber ist. Phantasielosigkeit aber ist nach einem gescheiten Deutschen Philosophen, Rosenkranz, gleichbedeutend mit Dummheit. Wer sich nicht, bewußt oder unbewußt, bei jedem Satze, jedem Worte, ja schon im Vorbereiten und Gliedern seiner Schrift in die Seele seines Lesers, des einen oder ihrer aller, oder doch eines gewissen guten Durchschnittes versetzen kann, der wird nur wie durch ein Wunder die Seele des Lesers ergreifen. Solch ein Wunder jedoch gelingt nur alle paar Menschenalter einmal, wenn ein außerordentlicher Schriftsteller durch die Macht seiner Gedanken oder ihres Ausdrucks die Leser so gewaltsam ergreift, daß er sie hoch über sich selbst hinaus steigert und in die fremde Gedankenwelt mit ihrer trotzig eigenartigen Form hinüberreißt.

Ohne Phantasie, will in diesem Falle sagen: ohne Seelenwitterung, kein guter Stil; ohne sie keine Möglichkeit vollen Wirkens, kein Belehren, kein Bewegen, kein Überzeugen. Aus der Rücksichtslosigkeit gegen den Leser sind die großen und kleinen Formlosen mancher Völker hervorgegangen: z. B. Rabelais, dessen Gargantua und Pantagruel schon den Zeitgenossen kaum halb verständlich war und der heute selbst den Franzosen fast nur noch ein großer Name ist. Dann aber die einst hochberühmten, jetzt nicht mehr gelesenen Dutzende der Deutschen Formlosen, von Fischart über Hamann, Jean Paul zu dem unübersteigbaren Gipfel der Unfähigkeit, für einen Andern als sich selbst zu schreiben: zu Hegel. Vielleicht ist das ihm zugeschriebene Wort: ›Nur einer meiner Schüler hat mich verstanden, und der hat mich mißverstanden‹ nicht gesprochen worden; erfunden ist es meisterlich. *(S. 30–32)*

«Die bildlichste aller Sprachen» …

In seiner Novelle ›Die Gemälde‹ läßt Tieck einen Philister sprechen ›Das Morgenrot streut Rosen. Gibt es etwas Dümmeres? Die Sonne taucht in das Meer. Fratzen! Der Wein glüht purpurn. Narrenpossen. Der Morgen erwacht. Es gibt keinen Morgen; wie kann er schlafen?‹ Tiecks Spott ist berechtigt; wer jedes Bild verwirft, weiß nicht, was Schreiben, was Stil ist. Er weiß nicht einmal, was die Sprache ist: der mit der Zeit abgeblaßte, doch immer noch farbige Bildabglanz des Lebens. Dem nüchternsten Stoffel wäre es unmöglich, ganz unbildlich zu sprechen; er dürfte nicht fragen: Wie geht es Ihnen?, denn ein Zustand geht nicht; nicht sagen: Guten Morgen! denn der Morgen ist weder gut noch schlecht. Es gibt keine Sprache ohne Bilder; die scheinbar unsinnlichsten Wörter sind genau betrachtet höchst sinnenhaft: begreifen, fassen, unterbrechen, sich einbilden, sich einprägen, erblicken, mitteilen, einfallen, auffallen, ausdrücken, Zweck (Nagel, Mittelpunkt der Zielscheibe). Alle Begriffswörter waren ursprünglich zum Betasten, zum Begreifen. Die absichtliche Bilderei im Stil ist das Streben zu noch größerer Sinnlichkeit des Ausdrucks.

(…)

Uns Deutschen erscheint das Deutsche als die bildlichste aller Sprachen, und wir wollen dies als unbeweisbar oder unbestreitbar gelten lassen. Hermann Schrader konnte ein Schriftchen abfassen: ›Das Trinken in mehr als 500 Gleichnissen und (bildlichen) Redensarten.‹ Wieviele mag es für Prügeln geben? Ungebrannte Asche schmecken oder Jackenfett kriegen, Du kriegst was aus der Armenkasse, Laß deine Knochen numerieren! Laß dich zusammenfegen! sind ein paar Proben von vielen Dutzenden. Kaum minder bildreich ist oder war das Deutsche fürs Gehenktwerden: z. B. er lernt das Fliegen, guckt durch einen Ring, stirbt am Hanf, macht Hochzeit mit Jungfer Hänfin, geht mit den vier Winden zu Tanze. Wieviele bildhafte Umschreibungen gibt es für den Teufel,

… «schöpft mit Vorliebe aus dem Kriegsleben»

das Betrügen (vgl. unter *düpieren* in E. Engels ›Verdeutschungsbuch‹), das Stehlen! Für gar friedliche Dinge schöpft das Deutsche seine Bilder mit Vorliebe aus dem Kriegsleben: *Aufs Korn nehmen, in Harnisch geraten, etwas aus dem Stegreif sagen, im Schilde führen, eine Lanze für jemand einlegen, Einheitsfront, die Flinte ins Korn werfen, vom Leder ziehen, Spießruten laufen usw.* Sehr belehrend ist der Aufsatz ›Die Blumen des Zeitungsstils‹ in Kürnbergers ›Herzenssachen‹; da findet man all die Bilderpracht beisammen, vom Hinwerfen des Fehdehandschuhs übers Verdienen der Sporen bis zum Insgesichtschleudern und Indenkottreten. Man kämpft nicht nutzlos, sondern gegen Windmühlen; man wirkt nicht mit, sondern wirft sein Gewicht in die Waagschale oder legt bei andrer Gelegenheit sein Wort auf die Goldwaage; sagt nicht: Das ist mir denn doch zu toll, sondern: Das geht mir über die Hutschnur. Man hat nicht Angst, sondern läßt sein Herz in die Hosen fallen; wehrt nicht ab: Genug davon!, sondern: Schwamm drüber; fragt nicht: Wovon soll ich leben? sondern: Wovon soll der Schornstein rauchen?

Alles dies und tausendmal, zehntausendmal soviel ist fester Sprachbestand, ist niemands und jedermanns Eigentum. Ein Sprachforscher nannte die Sprache: ›ein Herbarium verwelkter Metaphern‹. Die Sprache, die für uns dichtet und denkt, bildert auch für uns, und kein noch so sprachgewaltiger Schreiber kann mit ihrer Bilderpracht wetteifern. Die Stilkunst hat es überwiegend zu tun mit den bewußten bildlichen Neuschöpfungen; doch auch hier ist ihre Aufgabe weit mehr die einer Abmahnerin vom Schlechten als einer Lehrerin des Guten. Die Kunst, ein guter Maler in Worten zu werden, ist unlehrbar. Jede Stillehre muß sich bescheiden, durch abschreckende Beispiele vor den ärgsten Verzeichnungen zu warnen und als allgemeine Regeln nur diese zwei aufzustellen: Wer kein Meister im Bildern ist, der bildere sparsam! Wie du zu bildern angefangen, so sollst du zu bildern aufhören! *(S. 757–759)*